Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 23

Artikel: Zuider See

Autor: Scherrer, O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640174

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kugel aus der Hand geschlagen. Das Feuer streicht also ganz niedrig über das Terrain. Ich bin nicht weit genug von der feindlichen Stellung entfernt, um nicht von den Scharfschützen gleich erwischt zu werden, wenn ich versuche, auszureißen.

Das Licht nimmt zu. Ich warte brennend auf einen Angriff von uns. Meine Hände sind weiß an den Knöcheln, so presse ich sie zusammen, so flehe ich, das Feuer möge aufhören und meine Kameraden möchten kommen.

Minute um Minute versickert. Ich wage keinen Blick mehr zu der dunklen Gestalt im Trichter. Angestrent sehe ich vorbei und warte, warte. Die Geschosse zischen, sie sind ein stählernes Netz, es hört nicht auf, es hört nicht auf.

Da erblicke ich meine blutige Hand und fühle jähe Uebelkeit. Ich nehme Erde und reibe damit über die Haut, jetzt ist die Hand wenigstens schmutzig, und man sieht das Blut nicht mehr.

Das Feuer läßt nicht nach. Von beiden Seiten ist es jetzt gleich stark. Man hat mich bei uns wahrscheinlich längst verlorengegeben.

*

Es ist heller, grauer, früher Tag. Das Röcheln tönt fort. Ich halte mir die Ohren zu, nehme aber die Finger bald wieder heraus, weil ich sonst auch das andere nicht hören kann.

Die Gestalt gegenüber bewegt sich. Ich schrecke zusammen und sehe unwillkürlich hin. Jetzt bleiben meine Augen wie festgeklebt hängen. Ein Mann mit einem kleinen Schnurbart liegt da, der Kopf ist zur Seite gefallen, ein Arm ist halb gebeugt, der Kopf drückt kraftlos darauf. Die andere Hand liegt auf der Brust, sie ist blutig.

Er ist tot, sage ich mir, er muß tot sein, er fühlt nichts mehr; — was da röchelt, ist nur noch der Körper. Doch der Kopf versucht sich zu heben, das Stöhnen wird einen Moment stärker, dann sinkt die Stirn wieder auf den Arm zurück. Der Mann ist nicht tot, er stirbt, aber er ist nicht tot. Ich schiebe mich heran, halte inne, stütze mich auf die Hände, rutsche wieder etwas weiter, warte — weiter, einen gräßlichen Weg von drei Metern, einen langen, furchtbaren Weg. Endlich bin ich neben ihm.

Da schlägt er die Augen auf. Er muß mich noch gehört haben und sieht mich mit einem Ausdruck furchtbaren Entsetzens an. Der Körper liegt still, aber in den Augen ist eine so ungeheure Flucht, daß ich einen Moment glaube, sie würden die Kraft haben, den Körper mit sich zu reißen. Hunderte von Kilometern weit weg mit einem einzigen Ruck. Der Körper ist still, völlig ruhig, ohne Laut jetzt, das Röcheln ist verstummt, aber die Augen schreien, brüllen, in ihnen ist alles Leben versammelt zu einer unfaßbaren Anstrengung, zu entfliehen, zu einem schrecklichen Grausen vor dem Tode, vor mir.

Ich knicke in den Gelenken ein und falle auf die Ellbogen. „Nein, nein", flüsterte ich.

Die Augen folgen mir. Ich bin unfähig, eine Bewegung zu machen, solange sie da sind.

Da fällt seine Hand langsam von der Brust, nur ein geringes Stück, sie sinkt um wenige Zentimeter, doch diese Bewegung löst die Gewalt der Augen auf. Ich beuge mich vor, schüttele den Kopf und flüstere: „Nein, nein, nein", ich hebe eine Hand, ich muß ihm zeigen, daß ich ihm helfen will, und streiche über seine Stirn.

Die Augen sind zurückgezuckt, als die Hand kam, jetzt verlieren sie ihre Starre, die Wimpern sinken tiefer, die Spannung läßt nach. Ich öffne ihm den Kragen und schiebe den Kopf bequemer zurecht.

Der Mund steht halb offen, er bemüht sich, Worte zu formen. Die Lippen sind trocken. Meine Feldflasche ist nicht da, ich habe sie nicht mitgenommen. Aber es ist Wasser in dem Schlamm unten im Trichter. Ich klettere hinab, ziehe mein Taschentuch heraus, breite es aus, drücke es hinunter und schöpfe mit der hohlen Hand das gelbe Wasser, das hindurchquillt.

Er schluckt es. Ich hole neues. Dann knöpfe ich seinen Rock auf, um ihn zu verbinden, wenn es geht. Ich muß es auf jeden Fall tun, damit die drüben, wenn ich gefangen werden sollte, sehen, daß ich ihm helfen wollte, und mich nicht erschießen. Er versucht sich zu wehren, doch die Hand ist zu schlaff dazu. Das Hemd ist verklebt und läßt sich nicht beiseite schieben, es ist hinten geknöpft. So bleibt nichts übrig, als es aufzuschneiden.

Ich suche das Messer und finde es wieder. Aber als ich anfange, das Hemd zu zerschneiden, öffnen sich die Augen noch einmal, und wieder ist das Schreien darin und der wahnsinnige Ausdruck, so daß ich sie zuhalten, zudrücken muß und flüstern: „Ich will dir ja helfen, Kamerad, camarade, camarade, camarade —", eindringlich das Wort, damit er es versteht.

Drei Stiche sind es. Meine Verbandspäckchen bedecken sie, das Blut läuft darunter weg, ich drücke sie fester auf, da stöhnt er.

Es ist alles, was ich tun kann. Wir müssen jetzt warten, warten.

*

Diese Stunden. — Das Röcheln setzt wieder ein — wie langsam stirbt doch ein Mensch! Denn das weiß ich: er ist nicht zu retten. Ich habe zwar versucht, es mir auszureden, aber mittags ist dieser Vorwand vor seinem Stöhnen zerschmolzen, zerschossen. Wenn ich nur meinen Revolver nicht beim Kriechen verloren hätte, ich würde ihn erschießen. Erstechen kann ich ihn nicht.

Mittags dämmere ich an der Grenze des Denkens dahin. Hunger zerwühlt mich, ich muß fast weinen darüber, essen zu wollen, aber ich kann nicht dagegen ankämpfen. Mehrere Male hole ich dem Sterbenden Wasser und trinke auch selbst davon.

Es ist der erste Mensch, den ich mit meinen Händen getötet habe, den ich genau sehen kann, dessen Sterben mein Werk ist. Kat und Kropp und Müller haben auch schon gesehen, wenn sie jemand getroffen haben, vielen geht es so, im Nahkampf ja oft —

Aber jeder Atemzug legt mein Herz bloß. Dieser Sterbende hat die Stunden für sich, er hat ein unsichtbares Messer, mit dem er mich ersticht: die Zeit und meine Gedanken.

Ich würde viel darum geben, wenn er am Leben bliebe. Es ist schwer, dazuliegen und ihn sehen und hören zu müssen.

Nachmittags um drei ist er tot.

Zuider See.

Eine Reiseerinnerung von O. Scherrer.

Im August fuhr ich von zu Hause fort. Ich weiß nicht, was mich dazu veranlaßte: Kunst, Abenteuer, Vergnügen? Vielleicht gar ein bißchen Freiheitsdrang, der sich wieder einmal bemerkbar machte und ungestüm zur Betätigung drängte. Ja wahrhaftig, das Gefühl frei zu sein, frei von Pflichten und Arbeiten, das ist der Hauptfaktor zur Verbringung glücklicher Ferien. Ja, frei mußt du sein, Mensch, frei wie der Vogel in der Luft. Aber — wenn ich's mir recht bedenke — ist denn der Vogel wirklich das Sinnbild der unbeschnittenen Freiheit? Hat er nicht noch strengere Pflichten wie wir? Muß er nicht auch den Gesetzen der Natur gehorchen? Muß er nicht seine Jungen erziehen, muß er ihnen nicht Tag für Tag, Stunde für Stunde Nahrung zutragen? Muß er nicht im Winter fortwandern und im Frühling zurückkehren aus dem sonnigen Süden? Ist das nicht ein zwingendes Gesetz, dem er sich beugen muß, wenn er nicht zugrunde gehen will? Sind das nicht auch Pflichten? Muß er nicht seine Jungen schützen, muß er nicht sein Nest selber bauen? Muß er nicht — Wahrhaftig,

Millionen von Hyazinthen sieht man auf kilometerweit sich erstreckenden Feldern Hollands. Schon von weitem verspürt man den herrlichen Duft des Blumenmeeres.

Mensch, du mußt dich der Pflichten des Vogels schämen, schämen bis in dein hohes Alter...

Ich saß nun im Expreß und fuhr gen Luxemburg. „Sie erlauben doch, daß ich rauche?" fragte ein Herr. „Aber bitte schön!" „Es ist nämlich ein Nichtraucher-Abteil." — „Aber das macht doch gar nichts, bitte sehr." — Und ich zog selber mein Zigaretten-Etui hervor und paffte blaue Wolken an die gewölbte Decke des Wagens. Nein, so etwas konnte ich mir noch nie leisten. Nun ist es endlich doch wahr geworden, was ich mir träumte in der Jugend, als Student, in der Schule, auf den Spaziergängen, in Wald und Feld, auf der Straße, wenn ich in kalten Wintertagen heimwärts schritt — da träumte ich vom sonnigen Italien und alle Kälte war verschwunden. Ja, das war zeitlebens mein Wunsch gewesen: Reisen und Wandern. Und nun wagte ich meine erste Reise!

Wie ungewohnt war mir der Anblick der ebenen Felder, die so rasch an mir vorbei flogen. Kilometerweit kein Hügel oder nur der leiseste Anflug von einer Bodenerhebung. Man war mitten in der Ernte. Die Garben lagen am Boden oder waren zu Bündeln aufgeschichtet. Goldig schimmerte das Korn und wartete zitternd auf den Schnitter — vielleicht nur noch ein Tag, vielleicht nur eine Stunde noch. Dann lag auch es geknickt am Boden.

Ich betrachtete mir nun erst die Leute in meinem Abteil. Es schien eine Familie zu sein. Und ich war hier eingedrungen! Aber schließlich mußte ich doch irgendwo Platz haben. Ueberall waren die Plätze besetzt, und ich hatte doch auch mein gutes Geld für meine Fahrkarte ausgegeben. Ja das meinige war sicherlich mehr wert. Die sahen mir nicht so aus, daß sie es sauer verdienen mußten, wie ich. Also nur keine Gewissensbisse, Bruderherz.

Der Herr schien mir meine Bedenken anzusehen, da ich mich wohl etwas ängstlich im Abteil umgesehen hatte, und versuchte mir meine Beklommenheit zu nehmen: „Schönes Wetter heute — der einzige schöne Tag seit vier Wochen und jetzt fahre ich wieder heim, die Ferien sind vorbei." Und dann fingen wir an zu erzählen. Ich wußte bald, daß sie aus Amsterdam kamen und ihre Ferien in der Schweiz verbracht hatten. Wie es doch in der Schweiz so sauber sei und wie doch die Leute einem überall so freundlich behandelten. Man könne nur Lobenswertes von ihr sagen. Das sei kein Vergleich mit Italien oder Frankreich oder Nordafrika — von Südamerika gar nicht zu reden.

„Sie waren doch auch schon auf Reisen?" fragte er mich liebenswürdig. Mir schwindelte. Der hatte die ganze Welt bereist — und ich — ich war zum ersten Male aus der Schweiz heraus. Nein, ein solches Grünhorn wollte ich doch nicht sein. Diese Leute waren doch zu vornehm. Und wie reich sie waren! Ich rechnete: Vier Wochen mit vier Personen sind beinahe hundert Reisetage zu 20 Franken macht 2000 Franken. Puh! Ich bekam furchtbare Ehrfurcht vor diesem Haufen Geld. Ich hätte mich geschämt, nein sagen zu müssen, diese Sorte Leute war doch zu komisch und schaut einem dabei so an — man weiß nicht wie.

„Ja", sagte ich stolz und warf mich in die Brust, „ich — ich war schon in Italien." — „So? In Rom, Florenz?" — „Nein, in Venedig", wagte ich zu lügen. Das war die einzige Stadt, von der ich einigermaßen etwas wußte, da ich einmal eine Reise dorthin vorbereitet hatte.

„So? Venedig ist ja wunderschön. Waren auch dort, 14 Tage. Haben es bewundert: den Canal grande, San Marco, Santa Maria della Pietà, Riva degli Schiavoni und der Lido! Hat es Ihnen gut gefallen, ich denke wohl?" — So entwickelte sich unser Gespräch immer weiter, wurde freundlicher und herzlicher, und als ich sagte, daß ich auch Amsterdam besuchen wollte, hatte ich auch schon eine Einladung zu einem Lunch....

„Luxemburg!" — „Auf Wiedersehen!" — „Gute Heimreise!" Ein Kopfnicken, ein frundliches Lächeln und — fort war der Zug. —

Ich bin in Amsterdam gewesen. Aber ich konnte den versprochenen Besuch nicht machen, denn ich fand die Adresse nicht mehr. Ich hatte sie in der Eile in die Hosentasche geschoben — und wie es so geht — als ich das Taschentuch herausgezogen, verloren.

Ich mietete ein Boot, um nach Zaandam zu fahren und die Hütte Peters des Großen zu besuchen. Ich war so vertieft in meine Träume, daß ich nicht sah, wie sich der Himmel plötzlich verdunkelte. Unruhig plätscherten die Wellen und schlugen gegen die Bootswand. Schwarze Wolken zogen wie gewaltige Luftschiffe am Himmel hin und wie Schleierfetzen hingen ihre Ränder zur Erde nieder. Schon fielen schwere Tropfen klatschend ins Meer. Tückisch kräuselten sich die Wellen. Nun hieß es mit dem Winde um die Wette rudern. Aber es war schon zu spät. Wie ein Gießbächen strömte der Regen herunter, daß ich kaum mehr mein Ziel vor Augen sehen konnte, und lange bevor ich unter schirmendem Dache weilte, hatte ich keinen trockenen Faden mehr an mir. Aber ich habe nicht gemurrt und ward auch nicht zornig, denn ich wußte: es war die Strafe dafür, daß ich die braven Amsterdamer angelogen hatte — beides, das Bad und die verlorene Adresse.

Heute liege ich am Scheveningerstrande, am weiten, großen Meere und schaue der Brandung zu. Weiß schäumt die Woge ans Ufer und wieder zurück und trifft draußen die nächste Welle, die ihr entgegenkommt. Wie sie aneinander prallen und sich schäumend einen Kranz aufsetzen aus Gischt und Perlen und funkelnden Diamanten, um die sie ein indischer Fürst beneiden könnte. Ist es nicht ein Lied, das sie rauschen und raunen? Erzählen sie nicht von Freundschaft und Liebe? Bindet sie nicht gemeinsames Leid und gemeinsame Freude so fest aneinander? Klagen sie sich nicht ihr Leid, wenn es stürmt, und lachen sie sich nicht sprudelnd und plaudernd und übermütig tanzend mit strahlender Miene an, wenn ihnen die warmen Sonnenstrahlen in die kecken Aeuglein scheinen und der Sausewind neckend durch ihre

Locken fährt? Ach diese Wellen, wer sie doch verstehen könnte!? Immer dasselbe Spiel und doch immer ein anderes Lied rauscht das Meer. Ist das nicht wunderbar! Immer, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Die Zeit vorrinnt. Reiche entstehen und fallen. Heulend fegt der Kriegsgott über die Erde. — Das Meer wogt immer noch, es wogt immer noch wie vor tausend Jahren. Ist das nicht der Atem der Ewigkeit?

Und ich? Ich träume von meiner Zukunft. Italiens blauer Himmel, Hellas Herrlichkeiten ziehen im Geiste an mir vorbei, Indiens Wunder spiegeln sich meiner Phantasie und tief, tief unten im Meere, liegt Vineta, die versunkene Stadt.

Frank Heller: **Die Diagnosen des Dr. Zimmertür.** Detektivgeschichten.

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich. 19

Der Kommissar postierte seine zwei Untergebenen vor dem einen Eingang, sich selbst und den Doktor bei dem anderen und überzeugte sich, daß die Straße leer war, bevor er das Signal gab. Er riß die Tür mit einem Ruck auf und zog den Doktor mit hinein. Der Uebergang von wasservermischter Luft zu feuerwasservermischter Luft war für ungewohnte Lungen überwältigend. Noch fast auf der Schwelle wurde der Doktor von einem intensiven Hustenanfall gepackt. Seine Augen begannen zu rinnen, und er konnte nicht einmal die Rolle eines Zuschauers befriedigend spielen. Er sah ein Zimmer, voll von Männern in Matrosenkleidung und anderen Trachten. Einige hatten sich von den Stühlen erhoben, andere hatten die Stühle zur Verteidigung erhoben; es klirrte von Flaschen, die zu Boden fielen, und es knisterte von Gläsern, die zertreten wurden. Durch den Tabakrauch, der in dicken Schwaden über das Schlachtfeld trieb, sahen seine rinnenden Augen undeutlich ein Gesicht, das er zu erkennen glaubte: ein alkoholweißes Gesicht mit geringeltem, schwarzem Medusenhaar, halb von der Kapuze eines Radmantels umrahmt. Es währte nur einen Augenblick; denn plötzlich erlosch das Licht, und alles wurde zum Chaos. Der rundliche Körper des Doktors empfing eine unbestimmte Anzahl Stöße und Schläge, und er machte Bekanntschaft mit vielen holländischen Worten, die er bis zu diesem Augenblick nie gehört hatte. Er konstatierte, daß, wenn nichts so unangenehm ist, als im Dunkeln gehenkt zu werden, es jedenfalls auch recht unangenehm ist, im Dunkeln von Personen, die vermutlich für die erwähnte Todesart reif sind, hin und her geschleudert zu werden. Endlich fand jemand den elektrischen Kontakt, und der Saal lag wieder im Licht da. Aber die Sinne des Doktors hatten nicht getrogen, als sie ihm den Eindruck vermittelten, daß der größte Teil der Gäste den Weg zum Ausgang über seine Füße genommen hatten, denn das Licht schien auf ein fast leeres Café. Unter den zurückgebliebenen Gästen war offenbar keiner, der den Kommissar interessierte. Mit einem Wutgebrüll schickte er seine Untergebenen Hals über Kopf auf die Straße hinaus und stürzte sich selbst in die rückwärtigen Regionen der Schenke. Aber es war vergebens, und bald darauf verließen sie das Café in der Koningstraat mit ebenso leeren Händen, wie sie es betreten hatten.

„Wer war das, den Sie da holen wollten?" fragte der Doktor, als er die Zeit für diese Frage reif fand.

„Ein Schurke, auf den ich schon lange spitze", brüllte der Kommissar. „So lange, daß ich vor dem ganzen Korps zum Gespött werde, wenn ich ihn nicht bald erwische. Ein Pyromane, da Sie es wissen wollen, der zwanzig Häuser hier in der Stadt mit größerem oder geringerem Resultat angezündet hat! Und er war da, ganz wie man es mir rapportiert hatte. Haben Sie ihn nicht gesehen? An einem Tisch mitten im Saal! Wie er entkommen konnte, ist mir ein Rätsel, das ich —"

„Ich weiß, welchen Weg er genommen hat", sagte der Doktor und blickte auf seine mißhandelten Füße hinunter. „Vermutlich habe ich ihn auch gesehen. Aber meine Eindrücke waren nicht so klar, wie ich es gewünscht hätte. Wie sieht er denn aus?"

„Er saß mitten im Saale, wie ich Ihnen sage! Ein Mann mit schwarzem Haar in einem großen Radmantel!"

Der Doktor verstummte plötzlich und sah blinzelnd in das Licht einer Bogenlampe.

„Ein Mann mit schwarzem Haar in einem Radmantel!" wiederholte er. „Aber das ist ja mein Freund, der Dichter!"

„Ihr Freund, der Dichter? Unmöglich!"

„Dasselbe sage ich, wenn auch aus einem anderen Grunde. Ein Mann, der Gedichte über das heilige Feuer schreibt und die Parsen preist, weil sie ihre Toten nicht verbrennen wollen — der sollte Pyromane sein?"

Kommissionar Groot starrte seinen Begleiter lange grübelnd an. Schließlich zuckte er mit ingrimmiger Miene die Achseln.

„Ist er es, dann wollen wir es bald herausbekommen! Er muß doch schließlich einen Verleger und eine Adresse haben, und der Verleger muß doch seine Adresse kennen."

„Er hat einen Verleger", erwiderte der Doktor. „Ich kenne ihn sogar, und ich muß schon sagen, wenn er auch nur die Hälfte der Bücher liest, die er herausgibt, so muß seine Seele wie ein Kreuzworträtsel aussehen — übrigens gibt er auch Kreuzworträtsel heraus."

„Können Sie mir seinen Namen und seine Adresse sagen? Ich werde bei ihm sein, sowie er morgen früh aufsperrt."

Der Doktor gab ihm Solem Biervriends Behausung an, und kurz darauf trennten sich die beiden Freunde.

Aber wenn der Kommissar den Verlag, sowie er nur aufgesperrt wurde, zu besuchen gedachte, so gab es offenbar andere Personen, die ihren Besuch nicht solange aufschoben. Das war wenigstens Dr. Zimmertürs Gedanke, als er am nächsten graugelben Morgen seine Zeitung aufschlug. Denn die erste Rubrik, die er sah, lautete:

GROSSER BRAND IN DER INNEREN STADT
BIERVRIENDS VERLAG TOTAL EINGEÄSCHERT

4.

Die Brandstätte bot einen traurigen Anblick. Feuer und Wasser hatten ihren Krieg gründlich und unerbittlich geführt. In den verrußten Mauern, deren Balken wie gebrochene Knochenröhren hervorstanden, klafften die Fenster wie schwarze Brandwunden; aber der ganze vordere Teil des Gebäudes war zu einer Masse von Mörtel, verbranntem Holz und verkohltem Papier zusammengesunken. Und wie ein Uhu flatterte unter diesen Ruinen Solem Biervriend hin und her, angetan mit seinem schwarzen Talar, seinem Hauskäppchen und seinen Schildpattaugengläsern. Seine Augen starrten, und seine Lippen bewegten sich, aber er sprach nichts und antwortete kaum auf die Fragen, die der Kommissar Groot und der Vertreter der Versicherungsgesellschaft an ihn richteten.

„Wenn es in alten Häusern brennt!" zitierte der Kommissar und schüttelte dem Doktor die Hand. „Er selbst wurde gerade noch in der letzten Minute gerettet!"

„Hat er in dem Hause gewohnt?"

„Ja. Draußen, nach der Straße zu, hatte er seinen Laden, dann kam das Lager, und ganz drinnen lag sein Zimmer. Das obere Stockwerk war ausschließlich Lagerraum. Er sprang im letzten Augenblick zum Fenster hinaus, aber nur, um wieder zur Tür hineinzustürzen und den Versuch zu machen, etwas zu retten."